

Zeitgeschehen

Gilda Bartel

Die Fragenden sind nicht die Herrschenden

Eine Berührung mit Äthiopien

Die Rinder der Hamar sind schön – und ihre Schönheit ist wahr. Silberbeiges, hellbraunes, sandfarbenes, erdrottes Fell, manchmal gesprenkelt in schwarz. Es ist sauber, kurz, weich. Die Hamar verzieren ihre Tiere mit Schmucknarben, in einfacher Ornamentik. Und wenn einige von ihnen dich streifen, auf der Straße, an einem Engpass dir näher kommen: Hab keine Angst. Die ist nicht nötig. Im Staub der Erde, im Lehm ihrer Hütten, im Kuhdung auf dem Boden wirken die Hamar im Reinen mit sich. Warme Sonne, trockene Erde, die Weite – nicht der Welt, aber ihres Landes – steht in den Gesichtern. Der Gesang der Männer ist tiefdunkel und sanft. Sie wissen, wer sie sind. Am ausgetrockneten Flusslauf haben sie Wasserlöcher gegraben, um sich und ihr Vieh zu tränken. Am Morgen und am Abend kommen sie dorthin, waschen sich und ihre Kinder, schöpfen den Kühen den ausgehöhlten Baumstamm mit frischem Wasser voll. Die Bienen im Wasserloch sind keine Bedrohung für sie. Und sie nehmen sich die Zeit, dort zu verweilen in den langen Schatten der Abendsonne. Der Schwiegervater der jungen Mutter kommt dazu und fragt belustigt, wie die *Ferenji*, die Fremden, die Weißen hierher kommen. Ich deute auf den Himmel, wir sind vom Himmel gefallen. Darauf ertönt dieser Hamar-Verwunderungslaut, der leicht

und staunend, aber doch kräftig und anwesend klingt. Der Alte lacht.

Die Äthiopier lachen recht viel und unbekümmert. Im Norden des Landes lebt dieser Laut auch, aber viel zarter und stärker gefärbt von der Demut des 1700 Jahre alten Christentums. »Gott hat mir doch gegeben, wieso sollte ich da noch mehr wollen, wieso sollte ich unglücklich sein? *Tschigger yälläm* – kein Problem.« Das Wort »Yälläm« benutzt man, wenn man etwas nicht hat, sei es nun Wasser, Brot, Cola, Bananen, Getreide, Zigaretten, Seife, Strom oder ein Fernseher ... »Gibt's Schokolade?« »Chocolate *yälläm*.« »Okay, *tschigger yälläm*« – obwohl das mitunter für einen Europäer durchaus ein Problem sein kann.

Mensch und Tier unter der Sonne

Was Äthiopien hat, wie wahrscheinlich ganz Afrika, ist die Wärme der Sonne – die Wärme und das fließende Gekräusel des ätherischen Lebens in der Seele. Dazu gehört auch jenes verträumte Schweben, das meinen Fahrer die Frage, was Europa von Afrika lernen kann, nicht auf Anhieb verstehen lässt: »Nothing. We just have nature.« Nach drei Tagen sagt er, dass er glaubt, dass es in Äthiopien mehr Hilfezusammenhang unter den Menschen gibt als in

die Drei 5/2017

Europa. In den 80 Tagen, die eine äthiopisch-orthodoxe Frau trauert, wenn sie Witwe geworden ist, versorgt die Nachbarschaft sie mit Essen. Im ganzen Land gibt es *Ekubs*, Sparvereine jedmöglichen Umfangs. Jeden Sonntag kommt die Gruppe von Menschen zusammen, die gerade einen *Ekub* unterhält. Per Los entscheidet sich, wer den Sammeltopf in dieser Woche leeren darf, bevor nächste Woche wieder alle



Kaiser Menelik II. (1844-1913)

ihren festgesetzten Betrag in den Topf tun und wieder losen, bis alle einmal an der Reihe waren. Vielleicht hatte der Letzte kein dringendes Bedürfnis und gönnt sich am Ende des *Ekub* ein kleines Solarpanel für sein Radio. Dafür war vielleicht die Erste nicht nur ausgelost, sondern hatte Vorrang, um ihren Kindern Essen oder Schulhefte zu kaufen oder um eine nötige Reise zu finanzieren. Wofür es allerdings immer reicht, ist ein Kaffee. Eine Frau am Straßenrand sitzt den ganzen Tag vor ihrem niedrigen

Tischchen mit vielen kleinen Tassen drauf. Neben sich zwei Holzkohlekocher, auf denen das Wasser heiß gemacht wird und die frischen Bohnen geröstet werden. Davor am Morgen geschnittenes Gras und ein paar Hocker. Für fünf *Birr* (etwa 0,20 Euro) pro Kaffee macht man mindestens einmal am Tag dort Pause und schwatzt miteinander, vertreibt sich die Zeit, redet über Politik oder Business, hält aus, dass heute nichts Weltbewegendes geschieht.

Was Äthiopien noch hat, ist das Draußen-Sein und der Hautkontakt mit den Elementen. Die Esel des Landes sind die liebenswürdigsten unter den Straßenbenutzern, weil sie sich nichts daraus machen, wer sich sonst noch bewegt auf diesen Adern der Landlebens. Ihre Trippelfüße sind für den Durchschnittsäthiopier wie der VW Golf des Durchschnittsdeutschen. Sie tragen viel: Wasserkanister, Steine, Holzfuhrn, Getreidesäcke, Zuckerrohrstangen, niemals jedoch Menschen. Aber genau so führen sie ihr dörfliches oder kleinstädtisches Straßenleben in Gemeinschaft mit Ziegen, Schafen, Rindern, Tuktuks (Autorikschas), LKWs, Fahrrädern, Autos, Kindern, Männern und Frauen.

Afrika läuft. Menschen laufen in Äthiopien täglich bis zu 35 km, um an Wasser, zur Schule, zum Markt oder ins nächste Krankenhaus zu gelangen. Die Handhaltung des bekanntesten äthiopischen Läufers Haile Gebre Selassie zeigt noch die Krümmung der getragenen Schulbücher. Reisen verlangsamt sich hier – aber das »Chaos« funktioniert. In der Neunmillionen-Stadt Addis Abeba gibt es kaum Ampeln. Niemand empört sich, weder über die Verkehrslage noch über die langen Wege. In den »Häusern« übernachtet man nur. Dafür braucht es keine Fenster und 10 Quadratmeter reichen. In den kalten Nächten ist das Vieh die Heizung.

Geschichte ...

Bei einem Konzert spricht die äthiopische Sängerin Ejigayehu »Gigi« Shibabaw vor einem Lied, das die Schlacht von Adua (1896) besingt, davon, wie kostbar Männer sind, wie edel es ist, Mann zu sein. Männer seien damals gestorben, um andere Männer zu retten: »Mit

ihrem Blut und ihrer Liebe sind Männer für meine Freiheit gestorben, dafür, dass ich heute hier stehen kann, stolz und in Ehre, in Freiheit und glücklich.« Äthiopien ist das einzige afrikanische Reich, das eine europäische Großmacht – Italien – geschlagen hat und deshalb nie kolonialisiert wurde. Die fünf Besatzerjahre von 1936-41, Mussolinis Rache für die Schande von Adua, haben dreihunderttausend Äthio-

Menelik II., letzter großer Kaiser vor Haile Selassie, der Erbauer des heutigen Äthiopiens, Gründer von Addis Abeba und Sieger von Adua, wirkt auf den Fotografien wie ein von seinem Gottesgnadentum durchdrungener Herrscher, mit klarem Blick, wach, stark, wenn auch von kleiner Statur. Nicht ohne Grund hat er sich nach Menelik I. benannt, dem legendären Begründer des äthiopischen Kaisertums.



Foto: Gilda Bartel

Bei den Mursi im Südwesten Äthiopiens

pier – Priester, Freiheitskämpfer, Bauern und Intellektuelle – das Leben gekostet. Aber die Besatzer brachten auch gute Bergpässe, Tunnel, eine moderate Infrastruktur und eine europäische Kaffeekultur, die sich gut in die Heimat des Kaffeestrauchs einfügte. Als wir uns den Bergen von Adua nähern, zeigt der Fahrer weit ausgreifend in ihre Richtung und sagt kichernd: »Conference of the mountains!« Als hätten die Berge willentlich bei der Schlacht mitgewirkt, so beseelt stehen sie da beieinander.

Dieser soll ein Sohn des weisen Königs Salomon und der schönen Königin von Saba gewesen sein und die Bundeslade des Volkes Israel nach Äthiopien gebracht haben. In jeder äthiopisch-orthodoxen Kirche ist die Bundeslade als Kopie zu finden, nur sie ermöglicht die Weihung einer Kirche. Das angebliche Original in der Kirche der Hl. Maria von Zion in Axum wird von einem auserwählten Mönch gehütet und niemand sonst zu Gesicht gebracht – weil wir alle nicht stark genug wären, ihre Macht zu ertragen.

... und Gegenwart

Äthiopien hat eine Gegenwärtigkeit an sich, die eine Nahrung sein könnte, würde sie in mir stärker fortleben. Und gleichzeitig ist da etwas Vergangenes, ins Leben Materialisiertes, ein urtümliches Vertrauen, Leben, Sein. Als ob Kain und Abel wieder zusammengekommen wären. Äthiopien hinterlässt einen friedvollen, leichtfüßigen Nachklang, aber auch eine dunkle Liebe, welche die Geburtsschmerzen dieser Welt als etwas Natürliches kennt. Eine Demut, die glaubt, was sie sagt und fühlt, was sie weiß – nämlich, dass alles Sinn macht – und deshalb nicht so viel leidvolles, nervöses, versystematisierendes Suchen braucht. Und ein Lächeln, das nicht immer mich, sondern oft genug auch nur den europäischen Goldesel in mir meint, aber doch das Wesen des Anderen wahrnimmt. Der Zukunftskeim Äthiopiens (und Afrikas als Ganzem) ist wie ein schlafender, kindlicher Wille – der tatsächlich noch nicht allzu viel Berechnung in sich birgt.

In der Gegenwart, die ich erlebe, haben sich die Frauen der Mursi – eine andere der 80 Ethnien Äthiopiens – neben ihren an sich schon skurilen Lippentellern auch noch den Kuhschmuck, Kalebassen oder Riesenblüten auf den Kopf gesetzt und die Kalaschnikow ihrer Männer umgehängt, um den Touristen genau das Foto zu liefern und sich bezahlen zu lassen, desentwegen sie gekommen sind. Die Piste, die am Dorf vorbeigeht, wirbelt mehrmals täglich mächtig Staub auf, wenn die Trucks der Regierung vorbeirauschen, um den fünf geplanten und von chinesischen Investoren finanzierten Zuckerrohrplantagen die Baustoffe zu liefern. Dafür wird der Omo-Fluss angestaut, an dessen Ufern nicht nur die Mursi Landwirtschaft betreiben. Wir befinden uns zwar in einem Nationalpark (!), aber ein Reservat und damit einen rechtlichen Schutz haben die Mursi nicht. Manchmal beschießen sie die Trucks und immer öfter patrouillieren Polizei und Militär in der Gegend. Ihre Kultur wird wohl in zwanzig Jahren nurmehr als Reminiszenz auf Touristenfotos erscheinen und sie werden sich in »moderne Äthiopier« verwandeln – eine Identität,

die heute überhaupt keine Rolle für sie spielt. Das mit den Fotos erworbene Geld setzen sie in Medikamente für ihre Rinder um oder in Handys, kleine Solarplatten auf den Strohdächern ihrer Hütten oder in AK 47-Gewehre, die mittlerweile neben den üblichen 40 Rindern zum Brautpreis gehören. Ihre Art des Krieges war zuvor immer nur gegen andere Stämme gerichtet, um Viehraub oder Mord zu rächen. Ihr jetziger Kampf gegen die Regierung, die das ganze Land wirtschaftlich voranbringen und zentralisieren will, ist ein Kampf gegen Windmühlen – ohne dass die Mursi überhaupt ahnen, dass dem so sein könnte. Die Herrschenden fragen nicht, sondern tun einfach. Manche intellektuelle Äthiopier bezeichnen die Chinesen als die neuen Kolonialherren oder auch als 81. Ethnie Äthiopiens. Nicht mehr die Politik, sondern die Wirtschaft ist heute das Feld, auf dem sich zeigt, wer herrscht. Und natürlich wollen diejenigen, die sich als Äthiopier verstehen, teilhaben am Wachstum ihres Landes. Die Touristen wiederum schießen keine Tiere mehr, sondern Fotos. Mit der Bezahlung erlischt jeder weitere Anspruch – und jede Verantwortlichkeit.

Der Ethnologe und Dokumentarfilmer Ivo Strecker hat viele Jahre bei den Hamar in Südäthiopien gelebt. In einem Interview berichtet er davon, wie seine Filme entstanden sind. Rein aus der Gegenwärtigkeit des Augenblicks hat er gefilmt, was sich gerade ereignete. Nie hat er Interviews gemacht. Er sagt, dass »die Fragenden nicht die Herrschenden sind«, und dass nur das Zuhören, das Aufmerksam-Sein dazu führt, zu den Anderen verstehen: »Fragen sind eigentlich immer was Dummes. Nicht fragen, sondern mitmachen.« Fragen sind bestenfalls ein Vehikel, schlimmstenfalls Ausdruck unserer eigenen Vorstellungswelt. Entscheidend ist, dort einfach anwesend zu sein, wo man hinwollte. Geld, Fotoapparate, Fragen – alles Insignien der Macht – sind wie Rauschmittel, die vergessen lassen, wer man ist und was man ursprünglich wollte, noch bevor man sich die entscheidende Frage selbst stellen kann. Diese Frage: »Wer bist Du?« kann der Andere vielleicht nur durch sein Sein beantworten und keine abstrakte Antwort darauf geben.